

Mozart, da Ponte, Casanova & Co.

Mit einer Eigenproduktion startet das neu gebaute Theater Dornach in die Saison

Von Sigfried Schibli

Dornach. Gegen Ende seines Lebens schrieb Lorenzo da Ponte (1749–1838), den heute alle Welt als Librettisten dreier Mozart-Opern kennt und verehrt, seine Memoiren nieder. Es ist ein geschwätziges, von Selbstmitleid erfülltes Buch, das indes ein authentisches Bild vom Empfinden dieser schillernden Persönlichkeit gibt. In einem jüdischen Getto geboren, zum Priester geweiht, trotzdem Vater von mindestens fünf Kindern, gescheiterter Verleger und Bankrotteur, blieb ihm 1805 nur die Flucht aus London nach Amerika. Dort schlug er sich als Händler, Italienischlehrer und Regisseur durch und feierte ein Comeback als Opernimpresario. 33 Jahre verbrachte da Ponte in den Staaten, die ihm wahrscheinlich innerlich immer fremd blieben.

Das ist der Stoff, aus dem Georg Darvas das Stück «Da Ponte in New York» auf ein Libretto von Gabriel Heim gezimert hat. Mit der Uraufführung dieses Werks wurde das nach jahrelangem Ringen endlich fertiggestellte Neue Theater am Dornacher Bahnhof am Donnerstag festlich eröffnet.

Komponieren am Billardtisch

«Da Ponte in New York» beruht auf einer kleinen geschichtlichen Lüge, die man den Autoren gern verzeiht: Wolfgang Amadeus Mozart war schon viele Jahre lang tot, als da Ponte in Amerika eine neue Existenz aufzubauen versuchte. Das italienische Multitalent zehrte nur noch vom Ruf der Vergangenheit. In Dornach aber tritt der geniale Komponist lebhaftig auf die Bühne, singt zu Beginn die Cherubino-Arie aus «Le Nozze di Figaro» und danach so manches andere. Wir werden Zeugen, wie da Ponte und Mozart gemeinsam ein Opernhaus eröffnen, und da liegt die Parallele zum kleinen Theaterwunder in Dornach natürlich nahe.

Der erste der drei Akte behandelt ein Vorsingen, das da Ponte erster nimmt als sein Komponist. Dieser fläzt in Turnschuhen um den Billardtisch herum und übt sich in «Instant Composing». Einen Sängerstreit beendet da



Reisefreudige Operntruppe. Meike Hartmann, Aram Ohanian, Eungkwang Lee und Maya Boog (von links) in der Dornacher Eröffnungsproduktion.

Ponte mit einem Pistolenschuss, worauf passend die Figaro-Arie «Se vuol ballare» folgt. Im zweiten Akt finden sich die Protagonisten in einem Spielcasino wieder – da Ponte litt unter chronischer Geldnot, weil er immer wieder betrügerischen Schurken in die Hände fiel (oder zu naiv war, seinen Schmeichlern zu misstrauen).

Casanova ist auch dabei – in der Rolle des Frauenhelden Don Giovanni. Seine finanzpolitischen Ratschläge schlägt da Ponte in den Wind. Im dritten Akt ist das Werk vollendet: Wir sehen die Protagonisten, wie sie hinter den Kulissen den Applaus für die gelun-

gene erste Premiere ihres New Yorker Theaters entgegennehmen.

Natürlich wäre diese an den Haaren einer Mozart-Perücke herbeigezogene Handlung nicht der Rede wert ohne die Musik Mozarts, die an dem fast dreistündigen Abend reichlich zum Zuge kommt. Auf der Bühne begegnet man fast ausnahmslos Sängerinnen und Sängern, die man vom Theater Basel kennt. Da ist, Primadonna ohne Abstriche, Maya Boog mit ihrem runden und strahlenden Sopran. Solenn Lavanant-Linke überzeugt mit ihrer klar profilierten Stimme und ihrem Mienenspiel in der Mozart-Hosenrolle. Als Despina und

von Mozart bewunderte Sängerin Nancy Storaice ist Meike Hartmann (mit herrlich leichten Spitzentönen) zu erleben.

Gut sitzende Ensembles

Eungkwang Lee singt mehrere Baritonpartien, denen er mühelos gerecht wird; nur wäre noch an den Dialogen zu feilen. Unter anderem als Leporello – die «Registerarie» aus «Don Giovanni» darf nicht fehlen – ist Aram Ohanian zu sehen und zu hören, und Hans Peter Blochwitz, der Spiritus Rector des Ganzen, spricht und singt mit wechselndem Intonationsglück den Lorenzo da Ponte. Im Graben – auch das gibt es im lang

gestreckten, akustisch gut gelungenen Dornacher Theater – spielt ein zehnköpfiges Ensemble unter der Leitung von Bruno Leuschner. Auch wenn man Mozarts Klangfülle vermissen mag (die Rachearie der Donna Anna klang instrumental dünn), so kommt man in den Genuss mancher Schönheiten der Musik Mozarts. Und was die Überlänge betrifft: Wer hätte dem Intendanten, Stückeschreiber und Nebendarsteller Georg Darvas denn sagen können, dass er doch bitte schön mehr kürzen sollte?

Neues Theater Dornach. Aufführungen am 21., 22., 28. 11.; 4., 5., 12., 13. 12. 2015. www.neuestheater.ch

Kaiserschmarren und Gartenzwerger

Andreas Gabalier brachte seine heile Welt in die St. Jakobshalle

Von Stefan Strittmatter

Basel. «Vor euch steht a ganz a normaler Steierbuab», sagt der Mann mit der Rockabilly-Frisur und dem Bauarbeiter-Oberkörper. Er sei kein Star, lässt Andreas Gabalier am Donnerstagabend mehrfach verlauten, viel eher ein «Lausbub» und «Hobbymusiker». Dann grinst er in die ausverkaufte St. Jakobshalle und lässt sich von 9000 Fans feiern.

Der Folk-Rock'n'Roller aus Österreich ist ein emsiger Entertainer, seine Lieder sind ihm Mittel zum Zweck – und dieser heisst gute Laune. Ein beachtlicher Teil seiner Show besteht aus Anfeuerungsrufen ans Publikum, kaum vergeht ein Song, in dem sich der 31-Jährige nicht den Gesang mit seinen Fans teilt. «Singt mit!» und «Basel, traue dich!» ruft er so oft in den Saal, als wolle er mit seinem Publikum demnächst an einem Chor-Wettstreit antreten. Es sind zweieinhalb Stunden Aprèsski und Bierzelparty, die Gabalier mit seiner achtköpfigen Begleitband hier zelebriert – bloss um einiges strukturierter und gesitteter. Musikalisch bietet der «Mountain Man» (das gleichnamige Album schaffte es auch hierzulande auf Platz eins) einen «kunterbunten Regenbogen» («Verliebt verliebt»), in dem es gemässiger Rock («Sweet Little Rehle»), Jodel-Europop («Hulapalu»), Schlager («Auf der Alm») und Akkordeon-Ländler («Fesche Madln») ganz harmonisch nebeneinander aushalten. Ein Stück heile Welt eben.

In dieser haben Platz: klassische Rollenmuster von starken Männern und schönen Frauen, die Berge Österreichs und die Pässe der «schönen Schwiz», sowie ein Hauch Anzügliches. Er habe sich heute extra rasiert, lässt er seine Besucher am ersten Schweizer Konzert

der laufenden Tournee wissen und zeigt zuerst auf die glatte Wange und dann in Richtung Lederhose. Denn: «A Gartenzwerger wirkt auf einer frisch gemähten Wiese grösser.» Immerhin verzichtet Gabalier in seinen Liedtexten auf derlei Zoten und besingt dafür das Haus seiner Oma, das Beisammenliegen in der kalten Jahreszeit und den Kaiserschmarren.

Floskeln statt Aktuelles

Was keinen Einfluss findet zu Gabaliers heiler Welt: Aktuelles und Konkretes. Paris etwa kommt nicht zur Sprache, obschon das Basler Konzert Gabaliers erster Auftritt ist seit den Anschlägen. Zwei Mal wünscht sich der Sänger, dass das Publikum «als Zeichen der Hoffnung» die Hände in die Luft wirft, doch geht es dabei um Liebe («Sie») und Abschied («Kleiner Schmetterling»). Um politische Themen macht Gabalier einen Bogen, einzig im überraschend ernsten Lied «A Meinung

haben» fordert er, für seine Sache einzustehen. Was er damit im Genauen meint, verschweigt er in den drei mit Floskeln gespickten Strophen.

Sonst, so scheint es, hat Gabalier in den sechs Jahren seit seinem ersten «Musikantenstadl»-Auftritt gelernt, dass er zuweilen besser den Mund hält. Beim Grossen Preis von Österreich sorgte er 2012 mit einer Äusserung über «diesen Gender-Quatsch» noch für Unmut, in Basel sinniert er statt dessen über «Erfolg und Leistung», die «Medienwelt», «gewisse Werte» und – immer wieder – die «eigene Meinung». Soll heissen: Der Gabalier ist einer von uns, kein Retortenstar mit Allüren, sondern ein Mann, der sagt, was er denkt, und macht, was er fühlt. Hätte er nach dem gelungenen Jerry-Lee-Lewis-Cover «Great Balls of Fire» den Abgang gefunden und auf die überlange Selbstbeweihräucherung auf dem Bühnenlaufsteg verzichtet, wir hätten ihm das sogar fast abgekauft.



Hitkanone aus den Bergen. Andreas Gabalier, anzüglich in Basel. Foto Dominik Plüss

Der mit den Mücken tanzt

Der neue Gedichtband des Basler Lyrikers Werner Lutz

Von Peter Burri

Er war immer schon ein Mann der leisen Töne. Und ist es auch mit 85 Jahren noch. Einer, der sich am Rheinufer gern verlieben würde «in eine leichte Brise vom Fluss/die barfuss schlendern würde/so neben mir her». Das klingt verspielt, doch im «verwilderten Garten/der Gedichte/der nie einen Besitzer haben wird» gedeiht bei diesem Poeten seit je auch die Melancholie.

So verträumt Werner Lutz als Spaziergänger unterwegs ist, so hellwach lauscht er nachts am Schreibtisch in die Stille. Und vernimmt plötzlich – aus der Ferne? aus seinem Inneren? – etwas Irritierendes: «Ich bin nicht sicher/höre ich ein Lachen oder höre ich/ein Lachen das weint.»

«Ich brauche dieses Leben», hiess 1979 der erste Gedichtband dieses aus dem Appenzellischen stammenden Wahlbaslers. Da war er 49 Jahre alt. So lange hat es gedauert, bis er sich einen ersten Auftritt zwischen Buchdeckeln zutraute. Lutz feilt immer wieder an seinen Zeilen und nimmt in den neuen Band auch frühere Gedichte auf. So das jetzt titelgebende «Die Ebenen meiner Tage», mit kleinen Korrekturen. Lesen wir da bisher die Zeilen: «Dieses Leben, dieser Tod/die mir zuzufügen mit meiner eigenen Stimme», so ist der Tod jetzt gestrichen – als wäre seine Beschwörung in noch rüstigen Jahren aus heutiger Sicht zu kokett gewesen. Jetzt ruft dem Dichter hier nur noch das Leben zu: «dieses Leben/dieses verlorene Wort in dem ich wohne.»

Den Tod blendet Lutz aber keineswegs aus, auch wenn er scheinbar nur vom Herbst spricht: «Ich brauche nichts mehr zu wollen/ich brauche nichts mehr zu vermissen/ich brauche nichts mehr zu bedauern/bald werden meine

Wünsche nach Süden fliegen/dann wird es still.» An anderer Stelle wird er direkter: «Einer und einer und dann noch einer/lasse das wilde Treiben bleiben/und bitten den Tod zu sich unter den Regenschirm.»

Das wilde Treiben – bei Lutz war das nie wüstes Tun, sondern ein «Sich treiben lassen auf einer übermütigen Sekunde/ins Ungefähre hinaus». Es war und ist auch immer ein Pakt mit der Natur. Nicht nur, wenn er «Worte mit Wurzeln» und «Worte mit Knospen» beschwört. Nicht nur, wenn die Bäume plötzlich zu «langsamen unbeholfenen Gehern» mutieren. Sondern auch, wenn er bei Einbruch der Dunkelheit «zwei drei gute Gründe zu flüchten» findet: «in den Sommerabend hinaus/um eine Sardana zu tanzen mit den Mücken.»

Sein poetisches Verfahren umreist Lutz im neuen Band einmal so: «Ich vermisse und trenne und wünsche herbei.» Kostbare Momente des Glücks kann er dabei erhaschen: «In mir eine Heiterkeit /in der die Amseln baden.» Doch dann holt ihn gleich wieder seine dunkle Seite ein: «In mir die Küsten aus Frost und Rauch.» Und so wünscht er sich denn beim Warten darauf, dass «jedes Lachen seine eigene Stille findet», auch mal «einen dichten weichen warmen Pelz». Der Poet Werner Lutz: ein verlässlicher Begleiter, wenn «das langsame sich Öffnen der Stunden» an die ewige Wunde unseres «Daseins auf Zeit» rührt, aber auch Wunder zeitigt, seien es noch so flüchtige.

Hommage an Werner Lutz mit G. Antonia und H.-Dieter Jendreyko: 22.11. und 29.11., jeweils 17 Uhr, Allgemeine Lesegesellschaft Basel am Münsterplatz.

Werner Lutz: «Die Ebenen meiner Tage», Gedichte, Waldgut Verlag 2015, 103 S., ca. Fr. 32.–